

Sex? Sie wusste, dass sie sonst nichts mit ihm hatte. Genau genommen wusste sie, dass alles andere langweilig mit ihm war. Sie hatte es probiert. Sie wollte mit ihm ins Kino oder ins Theater gehen. Er langweilte sich, er fand großartige Filme ganz nett, er weigerte sich, Originalversionen anzusehen, weil sein Englisch nicht gut genug war, aber selbst wenn es Untertitel gab, sei ihm das Lesen der Texte nach einem Arbeitstag zu anstrengend, wie er sagte.

Margot fand ihn auch nur mäßig attraktiv. Sie hatte Fotos von ihm gesehen. Professionelle Fotos, als er jung war und gemodelt hatte. Er war kaum mehr wiederzuerkennen, wenn sie den fotogenen Typ von damals mit dem korpulenten Herrn von heute verglich. Er war zu dick, er hatte schütteres Haar und er fuhr ein lächerliches Auto. Es war ihr immer ein bisschen peinlich, wenn sie bei ihm einstieg. Noch nie hatte sie ihn zum Funkhaus kommen lassen. Sie wollte nicht zum Gespött ihrer Kolleginnen werden. Lieber fuhr sie ein, zwei Stationen mit der Straßenbahn, lieber bestellte sie ihn an eine Ecke, in der Hoffnung, dass sie dort niemand sah, wenn sie zu diesem Torero, wie sie ihn gerne bezeichnete, ins Auto stieg.

Margot hatte es eilig. Sie musste um zwölf in der Redaktion sein, sie musste einen Beitrag schneiden, den sie für das Radiokolleg aufgenommen hatte.

Mit raschen Bewegungen steckte sie das Haar hoch, sie griff nach einer Jeans, die im Badezimmer lag. Margot fühlte sich beengt um die Mitte, so als würde ihr Bauch über die Hüfthose hängen. Kein Bierbauch, wie man in der Redaktion womöglich vermuten würde, ein Menschenbauch, statt mit einem kleinen Bier mit einem kleinen Menschen gefüllt.

Margot zog die Jeans wieder aus, sie ging zum Schrank, um nach einem Kleid zu suchen. Sie fand eines, das um die Mitte etwas gerafft war. Sie wollte ihren Zustand geheim halten, zumindest so lange, bis sie entschieden hätte.

Heinrich fuhr am Abend in sein Haus ein und ging die spartanische Treppe aus Sichtbeton hinauf. Agnes kam ihm heulend entgegen, schlang schlang die Arme um seinen Hals und weinte. Sie schluchzte so herzerreißend, dass er in Panik geriet, er dachte, ihrer Mutter sei etwas zugestoßen.

Agnes schüttelte den Kopf, aber Heinrich konnte sich nicht beruhigen. Es war ihm schlecht, es wurde ihm schwarz vor den Augen.

»Falco«, sagte Agnes. Sie zog Heinrich hinter sich her, sie schleppte ihn hinauf ins Kinderzimmer. Seine Frau stand vor dem Käfig, sie starrte hinein. Der Hamster lag in der Ecke, er atmete schwer.

»Was hat er«, wollte Heinrich wissen.

Seine Frau zuckte mit den Schultern. »Ich habe schon alle Tierärzte durchtelefoniert, um diese Zeit ist keiner mehr in der Ordination!«

So schnell ließ sich Heinrich nicht einschüchtern. Es ging um das Glück seines Kindes. Es ging um das Verhalten eines Vaters, wenn sein Kind ihn wirklich braucht. Agnes musste nicht vergeblich weinen. Wenn es notwendig war, würde er einen Tierarzt aus dem Bett holen. Wozu hatte Agnes einen Papi, wenn er ihr in solchen Situationen nicht helfen konnte. Nie sollte es bei ihr sein, wie es bei ihm gewesen war. Er durfte keine Haustiere haben. Seine Mutter hatte es nicht erlaubt. Einmal hatte er heimlich ein Kätzchen mit nach Hause genommen. Tagelang hatte er es in seinem Kleiderschrank versteckt gehalten. Ein Schulfreund hatte es ihm gegeben, damit er es rette. Die Katze des Schulfreundes hatte zu viele Junge bekommen. Nicht für alle Katzenkinder war ein Platz gefunden worden, der Vater wollte es ertränken.

Heinrichs Mutter kannte keinen Pardon. Als sie das Kätzchen entdeckt hatte, musste Heinrich es zurückbringen. Die Mutter begleitete ihn auf diesem erbärmlichen Weg, sie ging neben ihm her und kontrollierte jeden Schritt. Er konnte

nicht irgendwo auf die Seite gehen und das Kätzchen frei lassen oder es jemandem in den Garten setzen. Sie wollte keine Schwierigkeiten mit ihm haben und sie wollte keine Schwierigkeiten durch ihn haben, das sagte sie ihm tagaus und tagein. Ihr Leben sei schon schwierig genug, sie könne sich keine zusätzlichen Probleme einhandeln.

Heinrich brachte das Kätzchen zurück. Die Mutter stand neben ihm, sie sah zu, wie er das kleine, schwarze Knäuel, das an seinem Kinn schnupperte, an seine Brust drückte. Er musste das Kätzchen dem Vater des Schulfreundes aushändigen. Es war ihr egal, dass sie damit das Herz ihres Sohnes brach. Am nächsten Tag ging Heinrich zu seinem Freund, er sah dabei zu, wie der Vater das Kätzchen in einen Jutesack steckte, den Sack zuschnürte und in den Liesingbach warf. Er sah, wie sich der Sack im Wasser aufbäumte, als wäre er selber lebendig geworden, als wollte der ganze Sack vor dem Wasser flüchten. Die Buben gingen den Lauf der Liesing entlang, sie verfolgten fasziniert und entsetzt zugleich den endlos scheinenden Todeskampf des Kätzchens. Heinrich erinnerte sich genau, es war schwarz und es sah mit seinem dichten Fell und den großen Pfoten wie ein junger Panther aus. Er und sein Freund liefen dem Kätzchen nach, das in dem Sack zuckte und sich wand, so lange, bis eine Unterführung den Bach samt der Katze im Sack geschluckt hatte.

Heinrich konnte sich noch gut an dieses Gefühl der Ohnmacht erinnern, das ihn damals überkommen hatte und das er später noch so oft erlebte, immer wieder.

Agnes sollte das nicht erleben. Er würde alles tun, er würde noch an diesem Abend einen Tierarzt für Falco aufreiben.

Heinrich rief in keiner Tierarztpraxis an. Er ließ sich über die Auskunft die Handy-Nummer eines Tierarztes geben. Er war geschickt in Situationen wie diesen, sehr verbindlich meldete er sich mit »Herr Kollege«. Er sagte gleich vorne-

weg, dass es hier um das Gefühlsleben eines kleinen Mädchens gehe, das seinen Hamster über alles liebe.

Heinrich verstand es, jemanden an den Eiern zu packen. In kürzester Zeit hatte er den Tierarzt so weit, dass er nochmals in die Praxis fahren und Falco untersuchen würde. Die Diagnose verhieß nichts Gutes. Falco hatte sein für Hamster anberaumtes Lebensalter von zwei Jahren erreicht. Aber Heinrich hatte alles Menschenmögliche getan, was ein Vater tun kann. Er wollte das Lieblingstier seines Kindes retten. Der Tierarzt gab Falco eine Aufbauspritze mit Vitaminen. Allerdings könne er das Leben von Agnes' Liebling damit nur um ein paar Tage verlängern, sagte der Tierarzt.

Margot war mit ihrer Geschichte zufrieden. Sie hörte sich den Beitrag am Schneidetisch noch einmal an, bevor sie ihn abnehmen ließ. Es ging um alternative Schulmodelle, die in fortschrittlichen Ländern längst in die staatliche Regelschule Eingang gefunden hatten. Für ihren Beitrag hatte sie Schulen aufgesucht, sie hatte an Unterrichtsstunden teilgenommen, sie hatte Lehrer und Schüler befragt. Sie war entsetzt. In den meisten Schulen wurde immer noch unterrichtet wie zu ihrer Schulzeit vor bald zwanzig Jahren. Der Unterrichtsstoff war haargenau derselbe, auch der öde Frontalunterricht unterschied sich nicht vom damaligen Unterrichtsstil. Sie suchte vergeblich nach Projekten, in denen sich Schüler wochenlang mit einem Kontinent beschäftigen, oder mit einer Tierart, so wie das in Waldorf-Schulen üblich war. Es fanden keine Exkursionen statt, zum Beispiel in die Donauauen, wo man Kleinstlebewesen beobachten könnte, es waren keine Besuche im Völkerkundemuseum vorgesehen, um fremde Kulturen zu studieren, nein, es bestimmte nach wie vor das theoretische Geschwätz der Lehrer den Unterricht. Wenn eine Lehrperson einen Tierfilm im Unterricht zeigte, oder eine Folge aus der Serie »Universum«, dann war das

bereits das äußerste Zugeständnis an eine lebendigere Unterrichtsform.

Margot hoffte, dass ihr Beitrag nicht zu kritisch ausgefallen war, zu kritisch gegen den herrschenden Unterrichtsstil, sie wusste nicht, ob die sendeverantwortliche Redakteurin mit ihr auf einer Linie lag.

Margot ertappte sich bei der Überlegung, in welche Schule sie ihr Kind gerne schicken würde. Sie hatte in ihrem Beitrag den Alternativschulen weit mehr Raum gegeben als der Regelschule. Margot war für die Ausgewogenheit ihrer Abhandlungen bekannt. Beim Anhören merkte sie, dass sie nicht sehr ausgewogen geschnitten hatte.

Heinrich kämpfte gegen eine Welle. Sie schleppte ihn immer weiter in den Ozean hinaus. Er schwamm heftig dagegen an, aber das Ufer versank in der Ferne. Er tauchte unter, durch die Welle hindurch, er tauchte auf, er schnitt sie mit den Armen entzwei, es nützte nichts, die nächste Welle holte ihn ein, sie riss ihn weiter mit sich fort. Er wachte auf, er stellte fest, dass es doch nur der eigene Schweiß war, in dem er badete. Das Herz schlug ihm bis zum Hals vor Anstrengung, das Atmen fiel ihm schwer. Der Kopfpolster war so nass wie der Naturschwamm, an dem er eben vorbeigetaucht war. Das seidene Pyjamaoberteil klebte an seinem Körper wie ein Taucheranzug. Er war irritiert, er wusste nicht, welchen Albtraum er lieber weiterleben wollte. Heinrich stand auf, er schlich ins Badezimmer. Den Pyjama zog er aus. Gerne hätte er geduscht, aber er wollte seine Frau nicht mit dem Wassergeräusch wecken. So rieb er nur mit einem Badetuch seinen Körper trocken. Er fragte sich, woher dieser seltsame Angsttraum kam. Hatte er mit Margots Schwangerschaft zu tun? War es die Ursuppe, in der er fürchtete unterzugehen oder war er gar der Embryo, dem er die Aussicht auf ein Leben verwehrte? Heinrich schüttelte den Kopf, er konnte sich

keinen Reim darauf machen. Jetzt, wo er darüber nachdachte, verstand er weniger denn je, wie sie schwanger werden konnte. Sie musste doch wissen, was sie sich damit antat. Sie hatten nie über Verhütung geredet, aber es war doch selbstverständlich, dass sie dafür sorgte, in ihrer Situation. Immer wenn er die Sache zu Ende geführt hatte, war er aufgestanden, ins Bad gegangen und hatte geduscht. Und dann hatte er einen dringenden Termin, den er fast vergessen hätte, weshalb er immer auf der Stelle weg musste. Sie hatte sich nie beklagt. Er hatte immer das Gefühl, dass ihre Beziehung in Ordnung sei, dass sie genau das bekam, was sie von ihm wollte. Sie war doch eine kluge Frau. Sie hatte einen anspruchsvollen Job. Sie wusste, was sie wollte. Und, er gab es zu, es schmeichelte ihm, dass eine Frau, die für die beste Rundfunkanstalt der Welt arbeitete, wie es in manchen Berichten über den Sender hieß, verrückt nach ihm war. Er hatte nicht damit gerechnet, dass es ewig so weiterging. Heinrich war darauf gefasst, dass sie jemanden kennen lernte, mit dem sie eine Familie gründen wollte. Aber bis es so weit war, wollte er jede mögliche Stunde mit ihr genießen. Dafür ging er sogar ein großes Risiko ein, und bestellte Margot hin und wieder zu sich, wenn seine Frau Nachtdienst hatte. Aber auch dann war seine Zeit begrenzt. Agnes schlief oben im Ehebett, während er sich herunter auf der Couch mit Margot vergnügte. Nach etwa einer Stunde bat er sie zu gehen, er wollte seine Tochter nicht mit Damenbesuch irritieren, falls sie aufwachte. Margot verschwand dann widerspruchslos.

Er trank ein großes Glas Wasser, und er schrubkte sich den Kopf trocken.

Es fiel ihm wenig ein, was er mit Margot geredet hatte. Selten fragte er sie etwas, außer vielleicht, ob alles in Ordnung sei. Zugegeben, er wollte keine Probleme mit ihr wälzen. Aber er hätte nie gedacht, dass eine Frau, mit der er

nicht redete, von ihm schwanger werden könnte. Immer war er davon ausgegangen, wer ein solches Verhältnis akzeptiere, könne kein größeres Interesse an ihm haben als er an ihr. Wie konnte sie so leben? Wie konnte Margot es akzeptieren, dass er für eine Stunde vorbeikam, wie konnte sie einwilligen, wenn er sie für eine schnelle Nummer zu sich bestellte. Was für ein Mensch muss das sein, der ein Leben führt, mit ihm oder mit anderen Männern, die nur vorbeikommen, weil sie Erleichterung wollen.

Heinrich fing an, sie zu verachten. Er verachtete sie für das, was sie sich von ihm bieten ließ.

Auf leisen Sohlen ging er ins Kinderzimmer. Er hörte die tiefen Atemzüge von Agnes, und wenn er genau hinhörte, meinte er, auch den kurzen schwachen Atem des Hamsters zu hören, der in seinem Käfig lag. Nichts knisterte oder raschelte. Heinrich sah zum Fenster hinaus. Er schaute auf die Lichter der Stadt, die in einiger Entfernung glitzerten.

Was würden manche für diesen Blick geben, dachte er. Aber er konnte ihn nur kurz genießen, bald drängte sich Margot wieder in seine Gedanken, sie nahm ihm die Freude an dem, was er geschaffen hatte. Sie sagte, sie habe keine anderen Männer neben ihm. Es seien reine Frauenbekanntschaften, wenn sie ausgehe. Sie habe nicht einmal Interesse daran, einen anderen Mann kennenzulernen. Heinrich hatte sich nie gefragt, was sie tue, an all den Abenden und Wochenenden, die er mit seiner Frau und mit seinem Kind verbrachte. Wenn er Freunde einlud, wenn er mit ihnen am Pool im Garten saß und das herrliche Sommerwetter genoss. Oder wenn er mit seiner Frau Tennis spielte, oder im Winter, wenn er mit seiner Tochter Eislaufen ging.

Heinrich wusste nicht einmal, welche Hobbys Margot hatte und er war auch nicht daran interessiert. Aber er wusste, er musste ihr bald klar machen, dass sie von ihm nichts erwarten konnte. Er musste ihr das Leben ausmalen, ihr Le-

ben als alleinstehende Frau mit Kind. Er musste ihr ein düsteres Bild malen und ihr sagen, dass er keinesfalls für das Kind da wäre. Alimente müsste er zahlen, darum käme er nicht herum. Aber Margot musste kapieren, dass es keine sonstige Unterstützung von ihm gab. Heinrich wurde zornig. Sie konnte ihm keine Verantwortung aufbürden. Mit welchem Recht tat sie es? Ein Kind ist eine Willenserklärung zwischen Mann und Frau. Ein Kind bekommt man nicht einfach, weil man mit irgendeiner Frau im Bett war.

Margot saß am PC. Sie recherchierte für ihren Beitrag zum Thema »Ein glückliches Leben« für die nächste Radiokolleg-Reihe. Sie hörte das leise »Dong«, es zeigte ihr akustisch den Eingang einer neuen Mail an. Sie schaute in ihren Outlook-Express, die Mail war von Rita, ihrer Chefin und Freundin. Rita, die mit ihr reden wollte, unter vier Augen. Margot wusste, was kommen würde. Gespräche über Grundsätzliches wurden in der Redaktion immer unter vier Augen geführt. Rita war die Sendungsverantwortliche. Offensichtlich wollte sie Margots Beitrag über die unterschiedlichen Schulsysteme nicht abnehmen. Margot kratzte sich am Kopf, sie dachte nach. Noch wusste sie nicht genau, ob sie ihren Beitrag, so wie er war, verteidigen wollte oder ob sie nachgeben und ihn »nachbessern« sollte, wie es in der Branche hieß. Nachbessern hieß für sie in diesem Fall aber eindeutig verschlechtern. Sie starrte auf die Mail, sie atmete tief durch. Plötzlich spürte sie ein Ziehen in der linken Brust. Es war so stark, sie musste hingreifen. Sie wusste, was es bedeutete. Es waren die Milchgänge, die sich bereit machten und auf Produktion einstellten.

Nein, sie würde nicht nachgeben. Auch ihr Kind würde einmal in die Schule gehen. Ob es für sie dann leistbar wäre, es in eine private Alternativschule zu geben? Ihr schien das mehr als fraglich. Sie musste jetzt ihren Beitrag leisten, da-

mit es zu einer Reform des Schulsystems käme. Bald, sehr bald musste es dazu kommen, möglichst noch, bevor ihr Kind schulreif wäre.

Heinrich war besonders liebevoll zu Margot. Er saß mit ihr auf der Couch, er legte den Arm um ihre Schulter, sanft, ganz sanft redete er auf sie ein. Das hatte er vorher nie gemacht. Er wäre nicht auf die Idee gekommen, es wäre ihm nicht eingefallen, Gesten der Zärtlichkeit zu verschwenden. Es wäre ihm wie eine Vergeudung seiner Energien vorgekommen, da er Zärtlichkeiten ausschließlich für seine Frau und seine Tochter vorgesehen hatte. Aber nun schien es ihm notwendig, er wollte alle Energien auf Margot lenken, damit er später wieder alle guten Gefühle für seine Frau und sein eheliches Kind zur Verfügung hätte.

Viel hatte sich Heinrich überlegt. Er musste seine Taktik ändern. Es brachte nichts, wenn er sich als schlechter Vater beschrieb. Damit schreckte er Margot nicht ab, das glaubte sie ihm nicht. Er hatte ihr nie verheimlicht, wie wichtig ihm seine Tochter sei. Sie war der wichtigste Mensch überhaupt, wenn er es sich recht überlegte.

So wie es aussah, wollte Margot ihn an sich binden. Darum musste er ihr eine Hoffnung geben, ein Versprechen, das ihr wertvoll genug erschien, um den Weg in die Klinik zu gehen.

»Margot«, sagte Heinrich beschwörend, er strich ihr eine Haarsträhne hinter das Ohr, »ich habe Angst, dich zu verlieren. Ich schaffe das momentan nicht gut ... mit der Familie und der Ordination. Ich habe ...«, Heinrich drückte herum, es fiel ihm nicht leicht, das zu sagen, »große Probleme mit meiner Frau. Es ... läuft nicht gut ... zu Hause. Und auch die Ordination ... es läuft momentan nicht so gut, wie ich das bräuchte. Mein einziger Halt bist du. Ich will dich ... nicht nur ... nicht verlieren, ich kann mir auch vorstellen, mit dir

zu leben, ein Kind mit dir zu haben ... vielleicht ... sogar einen Sohn, so wie ich mir das immer gewünscht habe ...«

Heinrich stockte, er drückte seinen Kopf an Margots Brust. Margot war fassungslos. So ein Geständnis hatte sie nicht erwartet. Das kam so plötzlich, ohne jede Vorwarnung. Sie wusste nicht, was sie damit anfangen sollte. War sie gerührt, war sie entsetzt? Sie strich ihm über den Kopf wie einem aufgeregten Kind, das man beruhigen möchte, und sie wartete, sie wartete einfach, was er ihr noch sagen musste.

»Aber ich muss ... vorher noch ... Ordnung in mein Leben bringen«, flüsterte Heinrich, er war tief ergriffen von dem, was er unter höchster Anstrengung aus sich herausgepresst hatte, »verstehst du?«

Margot nickte, sie hielt den Atem an. Sie war gespannt, was noch kommen würde.

»Margot«, sagte Heinrich. Er umfing ihr Gesicht mit seinen großen Händen, er schaute sie lange an, »ich will ein Kind mit dir haben. Je länger ich darüber nachdenke, umso mehr weiß ich es ... wir werden ein Kind miteinander haben ... wir werden ... leben ... miteinander und wir werden es gut haben ... Agnes wird sich bestimmt mit dir verstehen, auch ... mit unserem Kind, das wir haben werden ... aber vorher muss ich Ordnung in mein Leben bringen, das verstehst du? Ja? Das verstehst du doch ... und das kann ich in dieser ... Geschwindigkeit nicht ... gib uns Zeit ... ein paar Monate vielleicht, bis ich alles geregelt habe ... dann werden wir ein Kind miteinander haben ... eines, das zum richtigen Zeitpunkt kommen wird, ein Kind ... das wir bewusst zeugen werden und wir werden es ... beide wollen.«

Heinrich küsste sie. Zuerst ganz zärtlich, dann fordernder. »Ja?« fragte er zwischen den Küssen, »Ja? Bist du damit einverstanden, Margot?«

Margot spürte seine weichen Lippen. Das Streicheln seine

Zunge fühlte sie bis in den Bauch hinein. »Ja«, flüsterte sie, »ja, ja, ja und nochmals ja!«

In ihrem Inneren brodelte und kochte es.

Heinrich fühlte sich schäbig. Geduckt schlich er sich in die Ordination. Er hätte jetzt triumphieren können, er hätte die Hände in die Höhe reißen und sich freuen können. Ein Termin in der Ambulanz für Schwangerenilfe war vereinbart. Heinrich würde sie hinbringen. Margot hatte zugestimmt. Immer wieder sagte er sich, dass er es nur getan habe, weil er in einer Notlage war. Es ging auch um sein Leben, nicht nur um ihres. Natürlich hätte er gerne einen Sohn gehabt. Das war nicht einmal gelogen. Er dachte an die Zeit, als seine Tochter klein war. Er hatte sie gewickelt und getragen, war stundenlang mit ihr herumgegangen, wenn sie Blähungen hatte. Er war mit ihr zum Kinderarzt gegangen genauso wie ins Kasperltheater und auf den Spielplatz. Und noch immer stand er morgens mit ihr auf und brachte sie abends ins Bett. Und immer, wenn seine Frau Nachtdienst hatte, schlief Agnes bei ihm im Ehebett. Sie wollte ihn beschützen, wie sie sagte, da die Mami nicht hier sei.

Heinrich dachte daran, wie wenig er über Liebe gewusst hatte, bevor seine Tochter geboren war. Überzeugt war er gewesen, dass er niemanden so sehr liebe wie seine Frau, auch wenn er mit anderen Frauen ins Bett ging oder genauer, je häufiger er mit anderen Frauen ins Bett ging, umso mehr liebte er seine Frau. Jedes Mal war ihm aufs Neue bewusst geworden, dass er mit keiner dieser Frauen leben wollte. Leben wollte er nur mit Elisabeth. Und er hatte gedacht, wenn ein Kind komme, dann würde er dieses Kind vielleicht auch so lieben wie seine Frau, es würde mitlaufen in dieser Liebe. Heinrich hatte keine Ahnung gehabt, dass ein Kind eine völlig neue Dimension von Liebe in sein Leben bringen würde. Dass er plötzlich etwas empfinden könnte,

das er noch niemandem gegenüber empfunden hatte. Es war diese unbedingte Bereitschaft, alles zu tun, um dieses Wesen zu beschützen, dieses Bedürfnis, ihm von allem das Beste zu geben. Es war diese Selbstverständlichkeit in den Gedanken und Gefühlen, die Bereitschaft, sich über dieses Kind zu werfen, und den eigenen Tod in Kauf zu nehmen, wenn es in Lebensgefahr geriete.

Bereits ein paar Tage nachdem dieses kleine Wesen auf die Welt gekommen war, hatte Heinrich gewusst, dass er es mehr liebte, als er seine Frau je geliebt hatte. Und noch immer ergriff ihn eine ungeheure Rührung, wenn dieses große Kind zwischen ihm und seiner Frau im Bett lag, wenn es mit seinen zarten Händchen nach seiner Wange griff oder in einer ruckartigen Bewegung den Fuß in Heinrichs Bauch rammte. Dann hielt er den Atem an, dann hatte er das Gefühl, er könnte sterben vor Glück. Gleichzeitig hätte er ohne zu zögern, jeden auf der Stelle getötet, der diesem Wesen Schaden zugefügt hätte.

Mit dem Glück, das die Geburt dieses Kindes in sein Leben gebracht hatte, war aber auch eine Traurigkeit in ihm aufgebrochen, eine Wehmut von solcher Tiefe, wie er sie vorher nicht gekannt hatte. Davor hatte er es als eine schicksalhafte Tatsache oder auch als ein Spiel der Natur hingenommen, dass es Kinder gibt, die behütet aufwachsen und andere nicht. Aber seit der Geburt von Agnes konnte er nicht mehr verstehen, warum seine Eltern bei seiner Geburt nicht empfunden hatten, was er bei der Geburt seiner Tochter empfand.

Er begann damit, sich die eigenen Kinderfotos anzusehen, und was er sah, war ein entzückenden Lockenkopf, der neugierig und vertrauensvoll in die Welt blickte. Warum war niemand bereit gewesen, sich über dieses Kind zu werfen, wenn es in Gefahr kam? Warum hatte es keinen Vater gehabt, der vor Liebe schmolz, wenn die kleine Hand seine

Wange berührte? Warum hatte seine Mutter nicht alles getan, um ihn glücklich zu machen? Warum war es nicht immer und überall so? Welchem Instinkt gehorchte sein Vater, wenn er dem Instinkt der Liebe zu seinem Kind nicht gehorchte? War das Gesetz, dass Arterhaltung vor Selbsterhaltung gehe, außer Kraft gesetzt worden? Warum waren sein Vater, seine Mutter Gesetzesbrecher? Nach welchen Gesetzen funktionierten sie? Heinrich hatte immer gespürt, dass ihn seine Mutter nicht liebte. Er war ihr lästig gewesen, sie hatte gejammert, welche Schwierigkeiten sie mit ihm habe. Wie mühsam ihr Leben sei, so allein mit ihm. Heinrich hatte sich nie gefragt, warum die anderen Kinder einen Vater hätten und er nicht, er hatte sich vielmehr gefragt, warum die anderen Kinder so etwas Zusätzliches wie einen Vater hätten, neben der Mutter. Und er hatte gedacht, es müsse lästig sein, wenn es da noch jemanden gebe, der ständig an einem herumnörgele und einen verhaue. Heinrich hatte sich jede Maßregelung der Mutter doppelt vorgestellt. Und später hatte er gesehen, wie richtig seine Vorstellung war. Als die Mutter seinen Stiefvater geheiratet hatte, gab es zwei Erwachsene, die ihm Vorschriften machten und ihn bestrafte.

Heinrich hätte gern einen Sohn gehabt, aber nicht irgendwo auswärts, mit irgendeiner Frau. Er wollte sein Kind erleben, er wollte es bei sich haben und es aufwachsen sehen. Er war nicht wie sein Vater, der nie Interesse an seinem Kind hatte. Nicht einmal dann, als es offensichtlich war, dass aus dem Sohn etwas geworden war, ganz ohne Hilfe des Vaters. Nicht nur ohne die Hilfe des Vaters, auch gegen jede freiwillige Unterstützung seinerseits. Aus dem Sohn war etwas geworden. Heinrich erinnerte sich, dass er wegen des Unterhalts klagen musste, als er studieren wollte. Der Vater ließ es bis zur Gerichtsverhandlung kommen, bei der er dem Sohn gegenüber saß und meinte, er hätte ihm doch schon eine Ausbildung als Handelskaufmann zukommen lassen. Da-

rüber konnte Heinrich nur lachen. In dieser Zeit hatte der Vater die Alimentezahlungen bereits reduziert, weil Heinrich eine Lehrlingsentschädigung bekommen hatte. Und als er ausgelernt hatte, war es ganz vorbei mit den Zahlungen. Heinrich musste sein Geld selber verdienen, abends, wenn andere es sich gutgehen ließen, ging er in die Maturaschule und gab sein kleines Gehalt als Verkäufer für die Schule aus. Andere Jugendliche hingegen, die anständige Eltern hatten, gingen in ein anständiges Gymnasium und mussten nicht selber für ihre Ausbildung bezahlen. Seine Mutter hatte nur das rasche Geld gesehen, das er verdiente, wenn er eine Lehre machte. Sie hatte kein Interesse gehabt, langfristig in ihren Sohn zu investieren.

Anfangs studierte Heinrich rasch. Am Ende eines jeden Semesters musste er dem Anwalt seines Vaters Zeugnisse vorlegen von seinen abgelegten Prüfungen, damit ihm der Vater die Zahlungen nicht verweigerte. Später ging Heinrich zur Modellagentur. Er hatte ausgesehen wie der junge Alain Delon. Von seinem Erfolg war er selbst überrascht, von der Häufigkeit, mit der er gebucht wurde. Als das Geschäft mit den Fotoaufnahmen gut lief, nahm er es mit dem Studium nicht mehr so genau, und als er in der Boss-Werbung von vielen Plakaten und aus allen möglichen Zeitschriften lächelte, fiel es ihm noch schwerer, mit der Medizin weiterzumachen. Aber irgendwann besann er sich darauf, dass eine Karriere als Dressman ein schnelleres Ablaufdatum haben würde als die Karriere eines Mediziners. Wie richtig seine Entscheidung gewesen war, sah er jeden Tag, wenn er in den Spiegel schaute. Aus dem jungen Delon von damals war ein mittelalterlicher Philippe Noiret geworden. Im besten Fall.

Hinter Heinrich hupte jemand. Aufdringlich, wie es ihm schien. Heinrich hatte es ganz übersehen, die Ampel war längst auf grün gesprungen, er stand noch immer an der Kreuzung und dachte nach. Er hob die Hand, eine Geste der

Entschuldigung. Doch das genügte nicht. Heinrich sah in den Rückspiegel, er begriff. Ein Porschist. Einer, der sich aufdrängte, einer, der sich mit ihm anlegen wollte. An einem anderen Tag hätte er dieses Duell sofort angenommen, er hätte dem Porschefahrer gezeigt, wer der König der Straße ist. Aber nicht heute. Nicht jetzt. Es war ihm nicht danach. Der andere ließ nicht locker. Heinrich fuhr weiter. Der Typ folgte im Abstand von ein paar Millimetern, er saß ihm im Genick, er hupte in einem fort. Heinrich hatte keine Lust auf ein Duell, er wollte sich aber auch nicht länger provozieren lassen. Wenn er ihn ignorierte, fühlte sich der Typ vielleicht gedemütigt, fuhr ihm womöglich bis in die Garage nach und verletzte seinen Panther. Aber wenn es eng wurde, fiel Heinrich immer eine Lösung ein. Er überquerte von der Josefstädter Straße kommend die Zweierlinie, dann blieb er in der Stadiongasse vor dem Parlament stehen. Er platzierte sich so, dass der Porschotyp hinter ihm parken konnte. Heinrich blieb einen Moment sitzen, er starrte angestrengt vor sich hin, dann hievt er sich mit einer trägen Bewegung aus dem Auto heraus. Der Porschist war ein typischer Schnösel mit dunkler Brille auf der kahlen Solariumsbirne. Seinen Kadaver hatte er in eine Hilfiger-Panier gewickelt, er sah aus wie ein verbranntes Schnitzel. Dem Schnösel war langweilig. Er sprang aus seinem Blechkübel und beschimpfte Heinrich, er schrie ihn an, was für ein Lahmarsch er sei, ob er farbenblind wäre oder ob grün keine Farbe sei, die ihm gefalle. Heinrich grinste vor sich hin, er sagte in einem trägen Tonfall: »Heast Oida, i bin no zua«, dabei fuhr er mit dem Handrücken über die Nase, er machte eine Bewegung, als wollte er sich den eigenen Handrücken einsaugen. »Verstehst«, fügte er hinzu. Sofort änderte der Porschefahrer seinen Tonfall. »Ollas kloa, Oida«, sagte er beinahe entschuldigend und stieg langsam wieder ein. Er war enttäuscht, dass es kein Duell gab, er musste sich erst damit abfinden, sein

Adrenalin anderswo loszuwerden. In einem Respektabstand fuhr er nun hinter Heinrich über den Ring, wo er in die Schottengasse abbog.

Heinrich grinste vor sich hin, aber nicht, weil er high war, sondern weil er den Typen gelegt hatte. Schon seit Jahren hatte sich Heinrich keine Straße mehr gelegt. Und er hatte seit Jahren keinen solchen Spruch mehr über seine Lippen gelassen.

Margot fühlte sich wie erschlagen. Ja, der Sex mit Heinrich war großartig. Er war so großartig wie immer, sie wollte nie mehr mit einem anderen ins Bett gehen, aber die Sprüche, die er vorhin losgelassen hatte, waren ihr unheimlich. Sie ging hinaus auf die Terrasse, sie goss ihre Lavendel- und Rosmarinstöcke, die kurz davor waren, aufzublühen. Sie mochte dieses zarte Blau. Diese Unaufdringlichkeit, mit der die beiden Südländer das Gefühl von Sommer versprühten. Der Sommer war im Anzug, Margot liebte ihn mehr als jede andere Jahreszeit. Sie setzte sich an ihr rostrotes Gartentischchen, das sie bei Ikea gekauft hatte, sie hielt ihr Gesicht in die Sonne. Sie schloss die Augen und dachte nach. Sie überlegte, wo sie das einordnen sollte. Meinte Heinrich das wirklich, oder war es reine Taktik? Seine Ehe lief nicht besonders gut, das hatte sie längst mitbekommen. Wenn sie an die Frequenz seiner Besuche dachte, konnte er zu Hause kaum ein Sexualeben haben. Aber Heinrich hatte immer Klartext geredet, nie hatte er ihr verheimlicht, welche Bedeutung seine Familie für ihn hatte.

War das alles nur ein billiger Trick? Wollte er sie damit so rasch wie möglich in die Abtreibungsklinik - nomen est nomen – am Fleischmarkt bekommen, oder sah er tatsächlich neue Perspektiven in seinem Leben?

Die Vorstellung, mit Heinrich zu leben, war für Margot verlockend. Weil die Vorstellung verlockend war, mit ihm



Sex zu haben, wann immer sie wollte. Aber der Gedanke, mit ihm zu leben, machte ihr auch Angst.

Hatte sie in ihrer Phantasie je Bilder mit ihm im Kopf gehabt? Bilder, in denen sie etwas anderes taten, als die Zeit im Bett zu verbringen? Vielleicht wäre sie noch gerne mit ihm essen gegangen, aber das war auch alles. Würde ein Leben mit ihm nicht eine totale Anpassung an seinen Lebensstil bedeuten? Margot mochte ihre kleine Wohnung mit der hübschen Terrasse. Sie konnte alle Wege in die Stadt zu Fuß erledigen, auch zum Funkhaus konnte sie bequem gehen, wenn sie es nicht eilig hatte. Die Nähe zur Stadt bedeutete für sie Lebensqualität. Sie hatte gute Beziehungen zur Kulturabteilung, sie bekam praktisch für jede Premiere eines Kinofilms oder eines Theaterstücks Freikarten. Sie hatte Heinrich aber kaum einmal überreden können, mit ihr ins Kino oder ins Theater zu gehen. Ihn interessierte das nicht. Sein Leben war die Welt der Rotarier, die Welt der Tennisclubs, die Welt der Herrenabende. Für den Musikverein hatte er ein Konzertabonnement, dorthin ging er einmal im Monat mit seiner Frau. Margot hatte sich nie vorgestellt, wie es wäre, mit ihm in der Villa zu leben. Sie hatte sich immer nur vorgestellt, dass es so weiterginge. Ihnen gehörten die Höhepunkte des Tages. Und seit Neuestem hatte sie auch eine genaue Vorstellung davon, wie sehr er an ihrem gemeinsamen Kind hinge.

Margot wurde es heiß in der Sonne. Sie hatte ihm versprochen, dieses Kind nicht zu kriegen, erst das nächste. Es war ihr selbstverständlich erschienen, auf seinen Wunsch einzugehen. Zumindest solange er bei ihr war, solange er auf sie eingeflüstert, sie richtiggehend beschworen hatte. Aber jetzt, da er weg war, kam es ihr absurd vor. Warum sollte sie ein Kind nicht kriegen, das schon gezeugt war, warum sollte sie stattdessen auf ein nächstes hoffen? Margot spürte, wie trocken ihr Mund geworden war. Sie räusperte sich, sie stand auf,

sie holte sich ein Glas Wasser. Sie sah auf die Uhr. In einer Stunde sollte sie im Funkhaus sein. Sie hatte es nicht eilig, aber sie mochte sich auch nicht mehr in die Sonne setzen.

Es war der erste laue Abend in diesem Jahr. Elisabeth hatte draußen gedeckt. Auch Falcos Käfig stand auf der Terrasse. Agnes hatte ihn hinausgestellt, weil Falco die frische Luft gut tue, wie Agnes meinte. Heinrich sah den Hamster genau an. Er tat ihm leid, wie er in seinem Käfig hechelte. Eigentlich wäre eine Todesspritze sinnvoller gewesen als eine Aufbauspritze, es waren qualvolle Tage, um die sein Leben verlängert wurde. Doch, andererseits stand ein an Alterschwäche zugrunde gehendes Leben jedem bevor. Auch ihm selber, wenn ihm nicht ein Herzinfarkt oder ein Krebs vorzeitig den Garaus machen würden.

Falco hatte sein Hamsterleben gelebt, aber Heinrich stand noch mitten drin im Leben. Er war gerade fünfzig geworden, und es sollte kein Leben auf dem Hamsterrad sein, in dem er auf der Stelle trat. Heinrich fing erst an, zu genießen, was er geschaffen hatte. Er ließ sich in den edlen Korbstuhl aus Hularo-Loom-Faser fallen, einem witterungsbeständigen Material, das aussieht wie Rattan, aber wesentlich haltbarer ist. Eine neue Erfindung war diese Kunstfaser, die sich der Hersteller sauteuer bezahlen ließ. Heinrich hatte eine komplette Oberkiefersanierung in diese Gartenmöbel gesteckt. Mit den weißen Polstern und dem naturfarbenen Geflecht sah die Garnitur wie eine Zahnreihe aus, die in einem Unterkiefer steckt. Wenn er etwas machte, dann war es perfekt, so auch der Garten, er hatte ihn ganz nach dem Feng-Shui-Prinzip gestalten lassen.

Manchmal fragte er sich, wie er diesen Luxus bloß finanziert habe. Zum Teil lag es an seinem unglaublichen Mut, mit dem er das alles auf die Beine gestellt hatte. Mit Angebotsanfragen war er zu kleinen Firmen gegangen, wo noch

Mann und Frau mit ein paar Angestellten im Geschäft standen. Er hatte sich an kleine Tischlereien auf dem Land oder an Steinmetze und Installateure in der Provinz gewandt. Er war sich nicht zu gut, er schaute den Handwerkern ins Maul und bot ihnen ein Gegengeschäft an, in Form einer Komplettanierung ihres Gebisses.

Es ging ihm fast gut an diesem Abend, er stöhnte vor Wonne, als seine Frau eine Vorspeise mit Schinken und einer duftenden, herrlich reifen Melone auf den Tisch stellte. Eine Flasche Pinot Grigio aus dem Collio-Gebiet ging er selber aus dem Keller holen, wo er den Weißwein in einem exakt auf Temperatur gebrachten Weinkühlschrank lagerte. Er steckte die Flasche in einen mit Eis gefüllten Aluminiumkübel und brachte sie an den Tisch.

Agnes probierte verschiedene Sommerkleider an. Sie spielte in der Schule Theater. Sie war Titania, die Königin der Elfen, in einer Aufführung des Sommernachtstraums, den die Schüler zum Jahresabschluss spielten. In einer Woche begannen die Ferien, Heinrich freute sich auf den Urlaub am Meer. Er hatte gleich für den Ferienbeginn gebucht.

Morgen würde er den letzten Steinbrocken aus seinem Leben wälzen. Dann würde er wieder atmen, wieder schlafen, wieder anständig träumen können und er würde ohne Belastung in die Ferien fliegen.

Heinrich roch an dem Wein. Ein Jahrgang 2007. Er zog den fruchtigen Duft tief durch die Nase ein. Dann betrachtete er die grünlichen Reflexe, er nahm einen Schluck. Heinrich schmeckte die Nuancen von Hefe und frischem Brot. Langsam ließ er den Wein durch die Kehle rinnen. Was konnte besser zu diesem herrlichen Rohschinken passen, von dem er schnell ein Blatt nahm, als Elisabeth nicht her sah, weil sie das Weißbrot aufschneidet.

Heinrich überlegte, ob er es gut gemacht hatte. Er war es geschickt angegangen, Margot konnte gar nicht anders, sie

musste zustimmen. Er hatte ihr alles geboten, und wenn er seine Versprechen nicht halten konnte, dann würde es aus reiner Notwehr sein, und reine Notwehr war es gewesen, weshalb er Margot diese Geschichte aufgetischt hatte.

Ganz kokett, wie ein kleines Model, stellte sich Agnes vor Heinrich hin und fragte: »Papi, was sagst du dazu?«

Heinrich sah seine Tochter an, er spürte, wie ihm die Augen feucht wurden. »Was soll ich sagen, meine kleine Titania. Du bist die schönste Elfenkönigin auf der ganzen Welt.«

»Ja«, antwortete sie, »aber es stört mich, dass ich mich in einen Esel verliebe!«

»In einen Esel«, sagte Heinrich empört. Er kannte das Stück nicht, er wusste nicht, welcher eifersüchtige Schelm Titania in die Falle ging. »Hat es denn keine andere Rolle gegeben?«

»Doch, aber ich wollte die Elfenkönigin sein!«

»Vielleicht ist das gar nicht so schlecht«, mischt sich Elisabeth ein. »Frauen verlieben sich doch meistens in einen Esel?«

Heinrich schaute sie empört an: »Hast du dich in einen Esel verliebt?«

Elisabeth lachte. »Schatz!«

Heinrich wusste nicht, wie er dieses Lachen deuten sollte, er brummte vor sich hin und forderte Agnes auf, dass sie ihren Text deklamiere.

Agnes stellte sich vor ihm hin und begann: »Welcher Engel weckt mich von meinem blumigen Bett? Ich bitte dich, edler Sterblicher, sing noch einmal. Mein Ohr ist sehr in deinen Ton verliebt; ebenso ist mein Auge deiner Gestalt verfallen; und die Gewalt deiner schönen Eigenschaften bewegt mich unwiderstehlich dazu, auf den ersten Blick zu sagen, zu schwören: Ich liebe dich!«

Agnes spielte ihre Rolle mit entzückender Anmut. Heinrich klatschte und rief »Bravo!« Sie machte einen Knicks und gab Heinrich einen Kuss auf die Wange. »Danke Papi«, sagte sie und zischte davon.

Elisabeth trug zum ersten Mal ein Kleid ohne Ärmel in diesem Jahr. Ihre Haut war noch nicht gebräunt, sie sah trotzdem gut darin aus. Sie hatte immer noch straffe Arme und ein faltenloses Dekolleté. Sie nahm ihr Glas und prostete Heinrich zu. Er nahm seines, sie stießen an. Verdammt, dachte Heinrich, wenn sie doch mehr Spaß im Bett hätte. Wenn sie nur mit halb soviel Geilheit bei der Sache wäre wie Margot. Er könnte es perfekt haben zu Hause.

Es war ein guter Termin. Nicht zu früh und nicht zu spät. Er musste zu Hause nicht erklären, warum er früh wegfuhr oder spät zurückkam. Heinrich spürte ihren Widerwillen. Er nahm sie fest um die Schulter, mit sanftem Druck führte er sie zum Auto. Ein schwieriger Balanceakt. Die ganze Fahrt hindurch ließ Margot ihn nicht los. Er versuchte niedertourig zu bleiben, möglichst wenig zu schalten, damit er seine Hand so oft wie möglich auf ihre Hand legen konnte. Sie krallte sich an seinem Arm fest, Heinrich spürte ihre Nägel in seinem Fleisch. Kralle nur, dachte er, kralle nur und klammere dich an mir fest, so lange es noch geht, später wirst du auf dem OP-Tisch festgeschnallt sein.

Heinrich stellte sich auf den erstbesten Platz. Auf einen Parkschein verzichtete er im Halteverbot. In diesen fünf Minuten würde man ihn nicht abschleppen. Einen Strafzettel riskierte er, bevor er lange im Kreis fuhr und Margot es sich vielleicht überlegte. Er hatte sie nicht gefragt, wie es ihr gehe. Er hatte ihr von Falco erzählt, wie schlecht es ihm gehe und wie sehr Agnes darunter leide, dass er bald sterben werde. Margot hatte schweigend zugehört. Heinrich legte seinen Arm um sie, als sie die paar Schritte zum Haustor gingen. Er

wollte sie begleiten, so weit es möglich war. Nichts riskieren, vor allem nicht, dass Pro-Life-Aktivisten den Weg versperrten. Heinrich sah eine ältere Frau vor dem Hauseingang stehen. Sie hielt ein Foto mit einem Embryo in die Höhe. Heinrich schaute sie vernichtend an, er ging auf sie zu, als wollte er sie niedertreten. Die Frau machte einen Schritt zur Seite. Heinrich lächelte in sich hinein. Wenn er in Not geriet, konnte er Berge versetzen. Er suchte auf den Namensschildern des Gründerzeithauses nach dem Abulatorium. Es befand sich im dritten Stock. Im Aufzug drückte er Margot fest an sich. Er fuhr ihr zärtlich ins Haar, er beließ seine Hand auf ihrem Nacken. Sie schaute hilfeschend zu ihm auf. Er wusste, wie er am besten helfen konnte, er küsste sie. Margot krallte sich erneut an ihm fest. Für einen Moment hatte er den Gedanken, es hier im Aufzug mit ihr zu machen. Er spürte, wie abhängig sie von ihm war. Doch dann gewann seine Vernunft die Oberhand, er drückte sie sanft aus dem Aufzug hinaus. Er läutete an der Tür. Eine freundliche Dame öffnete ihnen. Heinrich sagte Margots Namen. Nochmals drückte er sie fest an sich, er flüsterte ihr ins Ohr »Es wird alles gut.« Die Dame nannte Heinrich die Uhrzeit, wann Margot abzuholen sei, und nahm sie mit. Heinrich ging an den Schalter, er zahlte bar. Keine Spuren wollte er auf der Kreditkarte hinterlassen. Heinrich dachte mit. Sollte ihn jemand mit Margot in der Umarmung gesehen haben, er könnte es zu Hause erklären, er würde sagen, eine Patientin habe ihn gebeten, er solle sie begleiten. Sie wollte Schutz, sie fürchtete, von Abtreibungsgegnern angepöbelt zu werden.

Als er wieder auf die Straße kam, hatte er nicht einmal einen Strafzettel auf der Windschutzscheibe. Das war ein gutes Zeichen, er ließ den Panther brüllen, er zischte los.

Margot saß der freundlichen Sozialarbeiterin gegenüber. Sie kam sich blöd vor. Wie ein unaufgeklärter Provinztrampel.